# Erste Beilage zum Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

№ 25. Mittwoch den 25. Januar 1888. 82. Jahrgang.


## Aus der bayerischen Königsstadt.

Nachdruck verboten.

München, im Januar. Der große Historien-, Genre- und Bildnißmaler Franz v. Defregger gehört zu jenen seltenen Künstlern, deren Bescheidenheit ungeheuchelt und deren Scheu, von sich reden zu machen, echt ist. Er steht förmlich seine schriftstellernden Freunde an, wenn er ein neues Bild auf der Staffelei hat, ja nichts über dasselbe zu schreiben. Und er hat recht, dies zu verlangen; denn wird über ein noch nicht fertig gewordenes Bild Defregger's eine Zeitungsnotiz veröffentlicht, so strömen „Kunstkenner" und „Kunstfreunde" in das Atelier des liebenswürdigen Meisters und rauben ihm viel kostbare Zeit, welche durch platte Worte der Bewunderung nicht ersetzt wird. Defregger zählt zu jenen Malern, welche sich nie genug thun und nie mit sich selbst zufrieden sind; das ist so eine Eigenschaft vieler großer Künstler, die in ihrer peinlichen Sorge, ihr Werk durchzubilden, zuweilen jenen Augenblick versäumen, in welchem die Palette weggelegt werden muß, weil ein Zuviel in der Durchführung vom Uebel ist. Auch bei Defregger kommt mitunter ein solcher fataler Augenblick der zu weit gehenden Gewissenhaftigkeit vor und nicht selten hat er ein nahezu fertiges Bild vernichtet. Die schöne Madonna mit den schwarzen melancholischen Augen, welche er für die Berliner Jubiläumsausstellung gemalt hat, war z. B. in ihrer ersten Ausgestaltung im kleineren Maßstabe viel edler, poetischer, reizvoller. Er malte und malte an diesem schönen göttlichen Weibe so lange, bis jene Linie der Durcharbeitung überschritten war, über welche nicht hinausgegangen werden darf. In wenigen Wochen hat er dann, weil die Zeit drängte, eine zweite Madonna für die Berliner Jubelausstellung fertiggebracht, die allerdings auch von ergreifendem Ausdruck ist, ohne jedoch den Liebreiz der ersten Ausführung zu erreichen. Ein Beurtheiler dieses Marienbildes meinte, Defregger's „Himmelskönigin" sei den sehnsuchtsvoll blickenden Madonnen Murillo's nachgebildet; wie haltlos ist doch diese Unterstellung! Ich sah dieses Gemälde werden; des Oefteren kam ins Atelier Defregger's mit ihrem Gatten, Hofrath ****, eine auffallend schöne Dame mit poetischem Augenaufschlag, mit Minde und Kinnformen der reizendsten Art. Defregger, ein scharfer Beobachter, welcher für Formen ein wunderbar treues Gedächtniß besitzt, sprach eifrig mit der schönen jungen Frau, welche keine Ahnung davon hatte, daß ihre feinen Züge von dem wackeren Maler einer „Himmelskönigin" verliehen werden sollten. Murillo war also bei dem Aufknospen der Defregger'schen Madonna ganz unbetheiligt.

Defregger hat es fürwahr auch nicht nöthig, Formmotive und die Malweise alter Maler nachzuahmen, besonders wenn er halbe Frauen und Mädchen auf die Leinwand bringen will. Sein Eigenheitz reicht da vollständig aus. Er mag etwa ein halbes Hundert Frauenbilder gemalt haben, Eines reizvoller als das Andere. Die wenigsten davon sind aus photographischen Aufnahmen und durch Holzschnitte bekannt; selten bekommt man sie auch im Atelier zu sehen. Kürzlich hat mir der Meister das von einem „Liebhaber" bestellte Bild eines Münchener Bürgermädchens in der Tracht vom Anfange dieses Jahrhunderts gezeigt; es spricht sich eine bestrickende Holdseligkeit in dem edlen, jungfräulichen Kopfe aus, in welchem der Ausdruck der Güte, Lebensfrische und Unschuld sowie herzerquickender Liebreiz harmonisch zusammenklingen. Defregger entschuldigte sich förmlich in seiner liebenswürdigen Bescheidenheit, dieses Bild gemalt zu haben und meinte, „er wolle nicht mehr für Liebhaber solche Bilder anfertigen." Und doch sind Defregger's Mädchenbilder wahre Cabinetstücke der Anmuth; auch sind sie von einer Mannigfaltigkeit der Gesichtsmotive, an welcher sich jene Maler erbauen könnten, die ihre holden Frauen immer nach derselben Linienschablone auf die Leinwand bringen.

Man hat Defregger vorgeworfen, daß seine Schaffenskraft in den letzten Jahren müde geworden sei. Das Bild, welches er für die diesjährige Münchener internationale Ausstellung malt, wird diese Annahme Lügen strafen. Er nennt das Bild „Feierabend auf der Alpe". Um eine Sennhütte lagert sich da eine Gesellschaft von Betreibern der Alpenwirthschaftung, vom Gaisbuben angefangen bis zur Sennerin aufwärts; man merkt es dem bewegten Männerspiel der Alpenleute deutlich an, daß sie ein lebhaftes Neckgespräch führen; besonders aggressiv scheint ein rehfüßiges, ausgelassenes Mädchen zu sein, welches einem Burschen hänselt, der nichts dafür kann, daß sein Gesicht etwas dämmlich aussieht, während er „inwendig" gewiß ein Philosoph ist, dessen Weisheit die Klugheit der Ziegen weit übertrifft. „Der Feierabend auf der Alpe" ist ein Existenzbild der anmuthigsten Art; es klingen darin die Eindrücke nach, welche Meister Defregger im Vorjahre aus seinem neuen Alpenheim sich geholt hat; er hat sich nämlich in Tirol unweit von Franzensfeste auf einer hochgelegenen Alpentrift ein schmuckes und bequemes Familienhaus gebaut und hat dort, weltentrückt, das Sennerleben an der Quelle studirt. So kommt es, daß aus seinem neuesten Bilde förmlich erfrischende Alpenluft herauswebt; zum mindesten findet man das Glück der Jugend, Bedürfnißlosigkeit und kräftigenden Arbeit darin derbe charakterisirt.

Aufsehen erregte jüngst ein Genrebild von Josef Weiser, welches ein spannendes Stück Novelle in der lebendigsten Weise erzählt und dabei über das Herkommen hinweg lebensgroße Figuren vorführt. Die dargestellte Scene spielt in einer Kirche vor dem Altare; die junge, anmuthige Braut, welche eben einem verwitterten Diplomaten angetraut werden soll, umarmt einen stattlichen Mann im Reisegewande, der zur rechten Zeit gekommen ist, um seine Herzensfreundin einem erzwungenen Bündniß zu entreißen; die elegante Hochzeitsgesellschaft, die Ruine von Bräutigam voran, betrachtet verblüfft, erstaunt, erzürnt, entsetzt die unvermuthete Scene. Weiser's Gemälde: „Die unterbrochene Trauung", bedeutet einen Schuß ins Schwarze; es schildert innere Vorgänge wahr und wirksam, schreibt die Charaktere in die Gesichter deutlich ein und ist mit großem Geschmack wie mit colossalischer Bravour gemalt. Das Bild Weiser's ist für die diesjährige Kunstausstellung bestimmt.

Im Atelier des Bildhauers Professor Roth sieht man eine reizende Gruppe, welche einen begehrlichen Satyr und eine junge, in ihrer Unschuld den Wünschen desselben verständnißlos gegenüberstehende Nymphe mit köstlichen Ausdrucksmomenten darstellt. Eine andere plastische Schöpfung führt einen Prometheus mit dem Geier, eine Gestalt von edlem Gliederebenmaß und in origineller Haltung, vor, während Roth's Bismarckschild durch seine geistvoll componirten allegorischen Reliefs die Aufmerksamkeit fesselt. Roth ist ein hochbegabter Künstler, dessen anatomischer Atlas in Kunstschulen sehr geschätzt wird. Jüngst hat er in Oberitalien ein kleines Abenteuer erlebt; er zeichnete auf einem Hügel ein verfallenes, malerisches Kirchlein und sollte deshalb auf die Anzeige eines ebenso patriotischen als bornirten Pfarrers hin von zwei Gendarmen verhaftet werden, die nicht weiser waren als der Denunciant. Prof. Roth fragte die Häscher, ob sie als Soldaten wirklich im Stande sind, eine alte Capelle für ein Fort zu halten und ob sie in der That durch seine Bleistiftskizzen Italien in Gefahr sehen. Durch diese Bemerkung fühlten sich die Gendarmen in ihrer militairischen Ehre gekränkt und machten Miene, dem harmlosen Künstler Handschellen anzulegen. Da rief ihnen Prof. Roth zu, sie sollten es nur wagen, einen deutschen Reichsbürger einer Zeichnung wegen in Fesseln zu schlagen; und siehe da, die Energie des Künstlers brachte es zuwege, daß ihn die Gendarmen unbehelligt ziehen ließen. Bildhauer Roth zeigte die Uebereifrigen bei ihrem Commandanten an, welcher ihre Naivetät auf das Artigste entschuldigte. Ob sie auch als Gegner der persönlichen Sicherheit bestraft wurden, wer weiß es?

Von der bildenden Kunst, welche das sociale Leben in München beherrscht, ist zur Poesie nur ein Schritt. Am actuellsten blüht diese in Dramen, welche von der Bühne herab das Publicum unterhalten oder langweilen, zum Mitleid mit dem Helden oder mit dem Dichter zwingen. Die letzte dramatische Novität der hiesigen Hofbühne war das Schauspiel „Die Bregenzer Klause", von Hermann Lingg. Der wackere Dichter, welcher auch in der im Vorjahre erschienenen Sammlung seiner lyrischen Gedichte bewiesen hat, daß seine Schaffenskraft jung, frisch, edel geblieben ist, hat in diesem Schauspiel, welches eine Episode aus dem letzten Jahre des dreißigjährigen Krieges spann- und schlagkräftig behandelt, ein sehr bühnenwirksames Stück geschaffen, welches im Hoftheater schon eine Reihe von Aufführungen erlebt hat. In der „Bregenzer Klause" pulst eine bewegte, die Aufmerksamkeit von Anfang bis zu Ende in Athem haltende Handlung; das Stück hat einen vornehmen, knappen Dialog, der lyrischen und epischen Weitwendigkeiten aus dem Wege geht und jeden billig denkenden Zuschauer befriedigt. Der Erfolg der Novität war denn ein entschiedener. Deutsche Theaterleiter sollten nicht säumen, Lingg's neues Stück zur Aufführung zu bringen. Es ist jedenfalls gehaltvoller und ebenso gut gemacht, wie manches Stück französischer Abkunft, welches mit Genugthuung ins deutsche Repertoire aufgenommen wird. Der Nationalism der Franzosen ist ein zu lebhafter und zu phantastischer, um sich um unsere dramatischen Neuheiten zu kümmern, die auch in Bezug auf die Mache auf der Höhe der französischen Dramen stehen.

Paul Lindau, Oscar Blumenthal, Richard Voß, Adolf Wilbrandt, Paul Heyse und Andere sind auch der Bühnentechnik Meister; allein die deutschen Theaterdirectoren geben oft ungeprüft französischen Theaterreminiscenzen den Vorzug. Würden sie unsere deutschen Dramendichter mehr aufmuntern, die Bühnenerfahrung derselben würde auch wachsen. Auch die Kritik sollte die Erzeugnisse unseres besseren Dichter nicht mit Aeglange überschütten; nichts leichter, als durch Herabsetzungen sich selbst wunderbar groß vorzukommen, als durch knabenhaft spöttische Ausstellungen eine dramatische Neuheit nach außen hin zu discreditiren und den Theaterleitern die Lust zur Aufführung derselben zu nehmen.....

Dr. Adalbert Svoboda.

## Der Antheil der Polin an der Polonisirung gemischter Bevölkerungen.

* Unter der vorstehenden Ueberschrift bringt die „Post" den folgenden die Verhältnisse in den polnischen Landestheilen der preußischen Monarchie beleuchtenden Artikel:

Die „Magdeburgische Zeitung" brachte vor Kurzem ein ihr aus dem Wahlkreise Wirsitz-Schubin zugegangenes Schreiben über die oft auffallend rasch sich vollziehende Polonisirung deutsch-katholischer Einwohner des Wahlkreises. Dieselbe wird nach der Ansicht des Schreibers hauptsächlich durch die religiöse Gemeinschaft der Deutschen mit den Polen bewirkt. Unseres Erachtens trifft das nur zum Theil zu. In der Provinz Posen ist allerdings die Mehrzahl der Katholiken polnisch gesinnt und wird deshalb leicht auf die deutsche Minderzahl einen verführenden polnischen Einfluß ausüben, doch der weit bedenklichere, schnellste und sicherste Weg der Polonisirung ist — die Ehe mit einer Polin.

Wir führen zwar keinen Krieg mit den Weibern, aber mit der Gefährlichkeit derselben müssen wir rechnen, wenn sie unseren hohen Zielen entgegentreten. Und daß es ein hohes Ziel ist, unsere guten biederen Westfalen und sonstigen freudeutschen Landsleute in der Provinz Posen vor der auch jetzt noch immer weiter nach Westen vorschreitenden Polonisirung zu bewahren, muß Jeder zugeben, der nur eine Ahnung von Nationalgefühl besitzt.

Keineswegs „ist der Polin Reiz unerreicht". Nur selten findet man eine wirklich hübsche Polin. Aber etwas zeichnet die Polinnen aus, was gerade schlosse, weibliche Männer zur Bewunderung anreizt und anzieht, das ist eine ruhige, zielbewußte Energie und die durch eine feste Willenskraft unterstützte Fähigkeit, still, aber um so wirksamer zu herrschen.

In 99 von 100 Ehen, in der die Eheleute eine Polin ist, herrscht diese über den Mann. Die Polin ist es, die immer wieder ihren Gatten für die polnisch-nationalen Ideen ansacht, weil sie ihn dadurch ganz nach außen hin bestätigt und von jeder Einmischung in ihr Regiment im Hause fern hält.

Die Polin ist es, die energisch deutsche Anschauung und deutschen Geist bekämpft, denn in diesem erblickt sie mit Recht die größte Gefährdung ihrer Stellung. Sie haßt das treue deutsche, anschmiegende Weib.

Die Polin ist es, die dem Begriff „Muttersprache" zur Bedeutung im tiefsten Sinne des Wortes verhilft, weil sie weiß, daß sie nur durch die Sprache das engste Band des innigen Zusammenlebens mit ihren Kindern knüpfen kann.

So lehrt denn auch die Erfahrung in den Provinzen Posen und Westpreußen, daß die nationale Anschauung eines Mannes lediglich und zugleich mit unbedingter Zuverlässigkeit darauf zu erkennen ist, ob er von einer Polin abstammt oder mit einer Polin verheirathet ist. Von dem Vater erhalten die Kinder ihren Namen, von der Mutter aber ihre Nationalität.

Daß die Ehe mit einer Polin das beste Polonisirungsmittel ist, wissen die Polen recht gut, und sie machen auch von demselben den ausgiebigsten Gebrauch.

Nur ein einziges Beispiel wollen wir anführen: In einer kleinen Stadt in der Provinz Posen hatte ein alter Richter in der treuen Erfüllung seines Amtes sich allmälig ein wenig dem Preußenthum zugeneigt. Da plötzlich verlobte sich der alte „Gesinnungslump" mit einer Polin, und sofort mit der Heirath war er der polnischen Sache ganz wiedergewonnen, der Verkehr mit den deutschen Familien wurde abgebrochen und dafür derjenige mit den polnischen um so eifriger aufgenommen.

Unserer Erachtens wird der Widerstand, der allen Germanisirungsversuchen in Posen und Westpreußen gerade seitens des polnischen weiblichen Geschlechts entgegengesetzt wird, in seiner Gefahr immer noch unterschätzt. Beider können ja die jungen Polinnen nicht unter Militair gestellt und auf einige Jahre in den westlichen Provinzen untergebracht werden.

Leider läßt es sich nicht verhindern, daß der wohlhabende Pole seine Tochter in ein sockolonisches Pensionat im Königreich Polen bringt und sie dort von jedem deutschen Einfluß fernhält. Leider lassen sich die Ehen von Deutschen mit Polinnen nicht verbieten.

Aber der eine Weg bleibt uns: durch die deutsche Frau deutsche Sitte und deutsche Gesinnung in den bedrohten Landestheilen zur durchgreifenden Geltung zu bringen.

Mehr reiches Feld der segensreichsten Thätigkeit bietet sich dort den Frauen- und Jungfrauen-Vereinen des Gustav-Adolph-Vereines und allen deutschen Frauen-Vereinen jeder Art.

Wie sehr würde es zur Förderung der deutschen Sache beitragen, wenn den deutschen Frauen in den bedrohten Provinzen immer mehr bewußt werden möchte, daß sie als Vorkämpferinnen deutscher Gesittung dastehen, daß in ihrem Wirkungskreis das Deutschthum seine sichersten Stützpuncte findet.

Ferner ist es aber auch nothwendig, darauf hinzuweisen, daß Deutsche nicht Polinnen heirathen. Dies ist einmal dadurch möglich, daß nur solche Beamte, Ansiedler ꝛc. aus den westlichen Provinzen in die polnischen Landestheile übernommen werden, welche bereits verheirathet sind, andererseits dadurch, daß die deutschen Elemente jedweden Standes immer fester und enger sich an einander schließen und in ihrem nationalen Zusammenhalten den Wunsch und das Bedürfniß, sich mit dem Polenthum zu verbrüdern und zu verbinden, gar nicht mehr empfinden können.

Nur mit Hilfe der deutschen Frau wird das Deutschthum wieder seinen siegreichen Einzug in die vom überwuchernden Slawismus gefährdeten Landestheile unseres deutschen Vaterlandes halten!

## Colonialpolitisches.

* Ueber die arabischen Colonien in Niederländisch-Indien ist im vorigen Jahre auf Anregung des holländischen Generalgouverneurs in Batavia ein eingehender Bericht aus der Feder des namhaften Arabisten van den Berg an das Licht getreten. Es ist das, wie die „Allgemeine Zeitung" ausführt, derselbe Gelehrte, der in den Jahren 1883—1884 das dreibändige mohammedanische Rechtsbuch Minhadsch at-tâlibîn (wörtlich: der offene Weg für die Suchenden) mit französischer Uebersetzung herausgegeben hat. Im ersten Capitel des vorliegenden Berichtes wird nachgewiesen, daß die Einwanderung von Arabern nach Niederländisch-Indien erst mit dem 19. Jahrhundert begonnen habe, daß ein starker Zuwachs in ihren Colonien in Folge des neuen Verkehrsmittels der Dampfschiffahrt erfolgt sei, und daß nach der letzten amtlichen Zählung von 1885 die Zahl der eingewanderten Araber 10,888 betrage. Capitel 2, das über den Charakter dieser Araber handelt, ist voll des Ruhmes über dieselben. Es wird von ihnen gerühmt, daß sie alle sehr sparsam, sehr mäßig, sehr bedacht auf Förderung der Familienmitglieder, sehr wohlthätig seien, daß die Hochschätzung der Eltern bei ihnen allgemein sei, daß sie die Vorschriften ihres muslimischen Gesetzes in scrupulöser Weise beobachten, daß sie ganz friedliche Leute seien, daß sie viel halten auf die Ausbildung des Geistes, daß unter den Wissenschaften die der Theologie, der Jurisprudenz und der Grammatik bei ihnen obenan stehen. Bemerkt wird in diesem Capitel auch, daß sie ihren Kindern keine europäische Erziehung geben, wie reiche Chinesen öfters thun, und daß Verbrechen bei ihnen ganz selten seien. In dem dritten Capitel über die Erwerbsquellen wird dargelegt, daß die Mehrzahl der arabischen Colonisten vom Handel lebe, daß jedoch der Handel der Chinesen beträchtlicher sei. Der Hauptartikel des arabischen Handels sei Kattunleinwand europäischen Importe, sodann Diamanten und andere werthvolle Steine, dann allerlei importirte Artikel, wie Uhren, Waffen, Cigarren. Der Ackerbau sei auf wenige Colonien beschränkt. Im vierten Capitel, über den Bildungsstand, wird mitgetheilt, daß, obwohl die Zahl der arabischen Schulen ungenügend sei, doch alle Araber lesen und schreiben können, und daß sie Arithmetik verstehen für ihr Bedürfniß. An Gelehrten fehle es bei ihnen nicht. Es wird eines Gelehrten Erwähnung gethan, der 38 Schriften in arabischer und malaiischer Sprache geschrieben habe. Im Capitel 5, das die politischen Anschauungen der Araber bespricht, wird erzählt, daß dieselben Rußland als einen halb asiatischen und muslimischen Staat ansehen, daß sie es das große Konstantinopel nennen im Gegensatz zu der Türkei, das sie das kleine Konstantinopel heißen. Weiter wird in diesem Capitel berichtet, daß mit dem Namen Franken alle Europäer bezeichnet werden, die Holländer und Engländer mit eingeschlossen, daß sie von England wissen, es sei eine mächtige und reiche Nation, daß sie aber nicht begreifen können, daß dort eine Königin herrsche. Deutschland gelte ihnen als eine Gegend, wo man die Stoffe wohlfeil bereite. In diesem Capitel wird auch mitgetheilt, daß die arabischen Colonisten der holländischen Regierung bei ihren Kämpfen mit eingeborenen Fürsten schon wesentliche Dienste geleistet haben. Aus den letzten Capiteln 6—8 möge hier nur hervorgehoben werden, daß die in den Häusern der arabischen Colonisten gesprochene Sprache die malaische, die Muttersprache ihrer Frauen, sei, und daß sie durch ihre Geschicklichkeit, die schwachen Seiten der Eingeborenen auszubeuten, großen Einfluß auf dieselben üben. Sehr bedauernd ist die dem besprochenen Bericht vorangestellte Schilderung der Provinz Hadramuth und ihrer Bewohner, und ebenso der sprachliche Anhang über den Dialect dieser Provinz.

## Vermischtes.

— Berlin, 23. Januar. Das große Wettschlittschuhlaufen des Berliner Eislaufvereins 1886" ist gestern trotz der Ungunst der Witterung mit bestem Erfolg auf dem Halensee abgehalten worden. Die 400 Meter lange Bahn von ovaler Form war in der Mitte des Sees abgesteckt. Zuschauer hatten sich verhältnißmäßig wenig eingefunden, viele hatten wohl geglaubt, daß der Wettlauf gar nicht stattfinden würde. Pünktlich um ½3 Uhr begann das erste Rennen, der „Kleine Schnellauf", Strecke 2000 Meter; offen für Herrenläufer, die Angehörige des deutschen Reiches sind und noch in keinem offenen Rennen früherer Jahre einen ersten Preis erhalten haben. Am Start erschienen von sechs Genannten fünf, die in zwei Abtheilungen zum Wettlauf antraten. Im ersten Ablauf siegte spielend nach 5 Minuten 50 Secunden Herr A. Püchler. Herr Ernst vom Berliner Eis- und Rollschulclub gab nach der ersten, Herr Uhlig vom Berliner Eislaufverein nach der zweiten Runde auf. Beim 2. Ablauf entwickelte sich ein spannender Wettkampf zwischen den Herren Schröder und Jahmann. Zunächst führte Schröder, bei der 4. Runde setzte sich jedoch mit kräftigem Spurt Jahmann an die Spitze und behauptete nach 5 Min. 54 Secunden den Sieg. Beim Entscheidungslauf gab Jahmann schon bei der ersten Runde auf. Püchler lief daher allein über die Bahn und hatte sich nach 5 Minuten 54 Secunden den Preis. Herr Püchler lief auf ungeschraubten Friesen. An der Concurrenz für Kunstlaufen betheiligten sich zwei Wiener, die Herren Bellazi und Ueberhofer, und zwei Berliner, die Herren Uhlig und Zilly. Jeder der Betheiligten hatte 7 Uebungen nach Vorschrift zu laufen, außerdem wurde ihm 7 Minuten Zeit zum Laufen nach freier Wahl gegeben. Bei der Eigenartigkeit der einzelnen Leistungen konnten die Preisrichter erst nach sehr langer Berathung zu der Entscheidung kommen, daß der Preis Herrn O. Uhlig vom Berliner Eislauf-Verein zuzusprechen sei. Die Schwierigkeit der Entscheidung lag in den abweichenden Anschauungen der Berliner und der Wiener Schule, von denen erstere auf die Schwierigkeit und Mannigfaltigkeit, letztere auf die Eleganz der vorgeführten Uebungen besonderes Gewicht legt. Als letztes Rennen folgte der „Große Schnellauf über die Strecke von 4000 Metern." Der Wiener Alfred Platter, der Meister Bayerns und der vorjährige Meister Oesterreichs, erwies sich hier seinen fünf Gegnern derartig überlegen, daß das Resultat kaum einen Augenblick zweifelhaft war. Er nahm von Anfang an die Führung und ging nach 10 Minuten 30 Secunden durchs Ziel. Er lief auf russischen Schlittschuhen, wie sie der jetzige Meister von Oesterreich, Alex. v. Panschin, zuerst eingeführt hat. Zweiter wurde nach 11 Minuten 35 Secunden Herr Püchler, Dritter nach 11 Minuten 55 Secunden Herr Schröder, Letzter nach 12 Minuten 22 Secunden Herr Groenemann-Hamburg, der bei der ersten Runde gestürzt war und dabei auch Herrn Plagge zu Falle gebracht hatte. Der Letztgenannte und Herr Ludwig gaben auf.

— Vor nicht langer Zeit veröffentlichte der „Graudenzer Geselligie" über die Wiederherstellungsarbeiten am Hochschloß in Marienburg einen interessanten Bericht, den wir auszugsweise in folgenden Zeilen wiedergeben. „Man hat bis jetzt, schreibt das Blatt, immer nur von den Arbeiten im Innern des Schlosses gelesen; so merkwürdig dieselben auch sind und so sehr die raschen Fortschritte derselben den Patrioten und Kunstfreund erfreuen, so darf doch die Außenseite des mächtigen Gebäudes nicht vergessen werden, um so weniger, da dieselbe jetzt immer mehr eine veränderte Gestalt annimmt. Die Westfront des Schlosses steht nunmehr vollendet da, wenigstens insofern es sich um das Hauptportal handelt. Sie macht einen imposanten Eindruck durch den nunmehr vollendeten Giebelbau, der, verziert mit mehreren in Sandstein ausgehauenen und vom blauen Grunde sich abhebenden Rosetten, hoch über das Dach emporragt; dieser Giebel ist flankirt von zwei Thürmchen, deren Krönung zwei Adler bilden, erinnernd an die historische Bezeichnung des Schlosses als „Horst des schwarzen Adlers". Mehr noch als diese Westfront wird die Südfront sich durch ernste Pracht auszeichnen. Ein mächtiges Balkengerüste umfaßt die ganze Front und trägt die fleißigen Arbeiter, welche unter sachkundiger Leitung die morschen Bausteine von dem geschmacklosen Anwurf befreien. Es ist dies kein unwichtiges Stück Arbeit; je mehr die ursprüngliche Arbeit der Ordensritter ans Tageslicht tritt, desto mehr erstaunt man darüber, daß man sich die Mühe genommen hat, die wetterfesten Bausteine mit dem faden, fleischfarbenen Kalküberzug zu versehen. Die Ordensbaumeister verstanden es prächtig, den rothen Thonziegeln in symmetrischer Folge schwarzgebrannte Ziegel einzufügen, überall zeigt sich die consequente Anwendung der contrastirenden dunklen Bausteine. Natürlich ging die Wirkung durch den Kalkanwurf verloren. Jetzt, da der letztere fällt, erstaunt man, mit welch' geringen Mitteln die alten Baumeister dem mächtigen Gebäude den Eindruck des Monumentalen zu benehmen wußten und zugleich eine angenehm berührende, artistische ernste Farbenwirkung erzielten. Die rautenförmigen Felder schließen sich den hohen Spitzbogenfenstern tadellos symmetrisch an. Denkt man sich mit der Front das hohe, ebenfalls mit bunten Ziegeln (theilweis, hellgrün und schwarz) gedeckte Dach in Uebereinstimmung, so ist der Eindruck eines vornehmen ernsten Fürstensitzes fertig. Erhöht wird die Schönheit der ebenfalls von zwei Thürmen flankirten Südfront durch einen massiven Giebel-Aufbau, in der Mitte der ganzen Front, der bald unter Dach gebracht sein wird. Eine mühsame Arbeit war es, die durchweg veränderte Außenseite in ihrer ursprünglichen Form wieder herzustellen; mit peinlicher Sorgfalt mußten alle Anhaltspuncte, mochten sie auch noch so versteckt sein, aufgesucht und festgehalten werden. Trotz der umfassenden Maurerarbeiten an den Fenstern und an den Fronten schreiten auch die Arbeiten im Innern rüstig vorwärts. Der südliche Kreuzgang tritt nach Abbruch des häßlichen Anbaues immer deutlicher zu Tage; er wird etwas höher zu liegen kommen wie der östliche zur Marienkirche führende, bereits architektonisch vollendete Kreuzgang und so dem Beschauer vom Schloßhofe aus eine allen mittelalterliches Bauten eigenthümliche Abstufung der Geschosse bieten, deren Unregelmäßigkeit durchaus nicht unangenehm wirkt. Der südliche Kreuzgang führt zu einem großen Saal, dessen Contouren ziemlich deutlich erkennbar sind, obwohl auch hier die Umwandlung in Getreideschüttböden arg zerstörend gewirkt hat. Interessant ist auch ein Blick in die bereits überdachten, jetzt aber bis zum Giebel oben Räumlichkeiten der Westseite. Befreit von dem Ballast der Zwischenbauten treten die genialen Bogenspannungen, insbesondere die an den Fenstern, vor Augen. Eine schwere, aber auch ehrende Aufgabe wird es für die Baumeister sein, auf den heute stehenden nackten vier Wänden dem genialen Geiste der Ordensritter entsprechende Räume und Hallen hervorzuzaubern. Der Verein für Ausschmückung der Marienburg ist unterdessen eifrig bestrebt, auch seinerseits die vorhandenen reichen Mittel zur Erwerbung von Kunstwerken aus der Ordenszeit zu verwenden".

— Aus Soltau schreibt man dem „Hannoverschen Courier": „Vor längerer Zeit wollte ich, daß der weltberühmte Rosenstock am Dom zu Hildesheim wenig sei gegen einen Rosenstock im Kreis Soltau, nahe dem freundlichen Dörfchen Ober-Haverbeck. Von einem Freund in Hildesheim bekam ich Nachricht, daß der eigentliche Stamm des dortigen Rosenstockes nicht sichtbar sei, sondern nur Schößlinge von der Dicke eines Besenstieles treibe; der alte Stamm sei mit Erde bedeckt. So machte ich denn hier die Gegenuntersuchung. Der Rosenstock im Kreis Soltau (drei Stunden von hier) soll nach Aussage alter Bauern früher über 100 Fuß hoch gewesen sein, bis der Blitz ihn niederstreckte. Der eigentliche Stamm ist — man sieht an dem Stumpf, daß eine starke Gewalt ihn zertrümmert hat — etwa 2 Fuß hoch und hat 1 Fuß über der Erde 83 Centimeter Umfang. Er spaltet sich in 10 Hauptäste, von denen ich in Gegenwart von zwei Zeugen 5 gemessen habe; diese hatten einen Umfang von 17, 27, 30, 42, 47 Centimeter, die übrigen 5 konnte man sehen und abschätzen, zugänglich waren sie nicht wegen der massenhaften, etwa fingerdicken Schößlinge mit ihren scharfen Haken; ich schätze jeden derselben auf wenigstens 40 Centimeter. Die Höhe der höchsten Ausschüsse beträgt etwa 4 Meter, der Umfang 40 Schritte. Ist man dieser Rosenstock bedeckt mit Hunderttausenden von Blüthen, die einen Duft ausströmen — am meisten der Theerose verwandt —, daß man fast betäubt wird, so ist dies ein Anblick — ringsherum ist kahle Haide —, von dem man wahrhaft entzückt sein kann. Vielleicht kann einer der älteren Domherren in Hildesheim noch Aufklärung darüber geben, wie dick ungefähr dort der ursprüngliche Stamm gewesen ist. Einstweilen erachte ich meine Wette für gewonnen."

— Rom, 21. Januar. Als Professor Banghi gestern, wie bereits kurz erwähnt, an der Universität seine Vorlesung über die weltliche Macht des Papstes halten wollte, wurde er von den zahlreich versammelten Studenten niedergeschrieen und ausgepfiffen. Trotz der Dazwischenkunft des Rectors war es nicht möglich, die Vorlesung beginnen zu lassen. Banghi wurde von Freunden nach einem Wagen geleitet; sein Sohn, der ihn in dem wüthenden Gedränge der Studenten beschützen wollte, wurde arg mißhandelt. Der Haß der Studenten gegen Banghi rührt daher, daß der Gelehrte gegen die Aufstellung eines Denkmals für den im Jahre 1600 wegen Abfalls von der katholischen Kirche lebendig verbrannten Philosophen Giordano Bruno auf einem öffentlichen Platze Roms sich ausgesprochen hatte, um die Empfindlichkeit des Vaticans nicht zu reizen.

— New-York, 23. Januar. Die Passagiere des am 21. d. Mts. mit dem Dampfer „Gascogne" collidirten Dampfers „Switzerland" werden mit dem am 28. d. Mts. ablegenden „Westerland" befördert werden. Die „Gascogne" setzte ihre Reise gestern Mittags fort. Die Capitaine beider Schiffe beschuldigen sich gegenseitig, am Bug des anderen Schiffes haben vorbeifahren wollen. Der Schaden von „Switzerland" wird auf 12,000 Dollars geschätzt.

— Aus dem alten Leipziger Polizeileben. In früheren Zeiten, noch bis zum Jahre 1829, bestand in Leipzig eine Straßenpolizei, welche von Gassenmeistern und Bettelvögten ausgeübt wurde. Den Gassenmeistern, deren jedes Stadtviertel einen besaß, waren Gassenschreiber und als Aufläufer, Gassenknechte und Gassenmägde — Letztere noch 1730 als Gassenmenschen bezeichnet — beigegeben, welchen auch der Zutritt in die Häuser gestattet war, worin sie gefährliches Gesindel oder leichtfertiges Gebahren mit Feuer und Licht vermutheten. Fanden sie Unzuträglichkeiten, so wurde dem Gassenmeister davon Anzeige erstattet, welcher weiter darüber an den Rath berichtete, der zur Untersuchung der Sache den Obervoigt abschickte. Am 13. und 14. Mai 1724 scheint der Obervoigt — Michael Senkeisen — eine förmliche Razzia am „großen und kleinen Kautze" vorgenommen zu haben. Ueber jedes Haus findet sich ein besonderer Bericht. Es muß damals in einzelnen dieser vorstädtischen Häuser ein wüstes Treiben stattgefunden haben. Kleine Logis fand der Obervoigt mit Menschen überfüllt, „verdächtigen Kammerleuten", von denen vielen nichts Gutes zu versehen war. Bei der Wittwe Eleonore Ulrichin, einer Hutmacherin, war unter diesen Kammerleuten auch eine Wäscherin, Namens Sperling, die ein sehr loses Maul hatte. Als sie in der Nacht Feuer unterhielt, hatte „das Gassenmensch", die es bemerkte, sie deshalb verwarnet. Das Gassenmensch wurde dafür von der Sperling und ihren Freunden zur Thür hinausgeworfen. Selbst den Obervoigt respectirte sie nicht, sondern empfing ihn und seine Begleitung mit losen Reden. Von einer Polizei, in unserem Sinne, war damals noch keine Rede.

— Guter Appetit. In der Nacht zum 9. Februar des Jahres 1611 wurde ein junger Edelmann, Antonius von Hochgräff auf Rinckler, am Eck des Thomasgäßchens und des Marktplatzes zu Leipzig, als er nebst einigen Freunden aus dem dort befindlichen Weinkeller Hermann Hutter's kam, und sie mit der Nachtpatrouille in Streit geriethen, von den Stadtknechten so übel geschlagen, daß er darüber todt blieb. Bei dem in Folge dieses Todtschlags angestellten Verhör sagten die Genossen des Verstorbenen, die Junker von Starschedel, von Bose, von Knöbel und des Senators und Handelsherrn Sieber Sohn Georg, aus, daß sie im Weinkeller an jenem Abend einen guten Trunk gethan und ein wenig bezecht gewesen wären. Daran ließ sich auch nicht zweifeln, denn die fünf Herren hatten 25½ Kannen Alicanterwein und 4 Kannen Rheinwein getrunken und dazu sechs Bratwürste nebst grünem Lacht verzehrt.